Die Hochschulen und ihre Städte - am Beispiel der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd*

von Klaus-Jürgen Herrmann

Schwäbisch Gmünd als Reichsstadt besaß bereits vor dem Übergang an Württemberg im Jahr 1802 ein funktionierendes Schulwesen, durchaus vergleichbar mit anderen Städten des deutschen Südwestens [1]. 1189 wird ein *de Gmundin scolasticus* erwähnt [2], seit 1295 wenigstens muß die Existenz einer Lateinschule angenommen werden [3]. Die Schultradition in der Reichsstadt kann durch Schulordnungen belegt werden [4]: Hier sei lediglich angemerkt, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit der Errichtung einer *Zeichnungsschule* bereits Ansätze für eine Gewerbeschule gemacht wurden – nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Überlegungen, um dem dominierenden Schmuckgewerbe der Stadt qualifiziert d. h. auch über theoretische Ausbildung verfügende Arbeitskräfte zuzuführen [5]. Es ist deutlich erkennbar, daß besonders im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts der Magistrat Anschluß an neue pädagogische und didaktische Zielsetzungen nicht zu verlieren suchte. Ausschlaggebend für diese Bemühungen wurden für die seit der Reformation altgläubig gebliebene Stadt die Entwicklung in katholischen Gebieten, für Schwäbisch Gmünd aber besonders die schulischen Fortschritte im Bereich der Abtei Neresheim und das dort praktizierte System der Normalschule. 1778 beschloß der Gmünder Magistrat die Einführung der Normalschule in seinem Stadt- und Landgebiet und beauftragte den in Dillingen ausgebildeten Dekan Thomas Kratzer mit der künftigen Ausbildung seiner Kollegen. Organisatorisch unterstand diese Lehranstalt der *gewöhnlichen Schulkommission* Gmünder Bürger, die für die Durchführung der in Schulangelegenheiten beschlossenen Ausführungsbestimmungen des Rates verantwortlich waren. Die Oberaufsicht über alle Schulen und das Lehrpersonal führte die Haupt-Schulkommission, die sich aus dem jeweiligen Stadtpfarrer und vier Ratsmitgliedern zusammensetzte [6].

Der Übergang der Reichsstadt an Württemberg 1802 beendete zunächst diese rudimentären Ansätze einer eigenen Lehrerausbildung, bedeutete darüber hinaus aber auch für die Stadt eine Einbuße an Zentralitätsfunktionen. Besonders in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte der Handel noch einmal einen gewissen Aufschwung genommen, waren Gold- und Silberarbeiten, besonders kirchlicher Devotionalienschmuck, in alle Welt gegangen [7]. Ausdruck gehobenen Wohlstandes und Bürgerstolzes wurden die in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts barokkisierten Klöster und Stadtpatrizierhäuser [8]. Die im Gefolge der Französischen Revolutionskriege eintretende wirtschaftliche Depression sowie außerordentliche Kontributionsabgaben sowohl an die kaiserliche wie die französische Kriegskasse hatten das Gemeinwesen wirtschaftlich ausgehöhlt; spätestens seit 1799 war die Stadt bankrott, die Kaufmannschaft verschuldet [9]. Hierzu kamen erschwerend für den Absatz der bis dahin an erster Stelle stehenden Gold- und Silberbijouterien zwei Faktoren: die traditionellen Abnehmergebiete – Bayern und Österreich – versorgten sich nun weitgehend selbst und die einsetzende Industrialisierung dieses Gewerbes – wie etwa in Pforzheim – ging zunächst an der Stadt vorbei, die weiterhin in Kleinbetrieben für die Erfordernisse eines geschrumpften Marktes zu teuer produzierte. Den offensichtlichen Niedergang suchte die neue württembergische Herrschaft durch erste »Strukturmaßnahmen« zu steuern: Durch Verlegung von Militär nach Schwäbisch Gmünd sowie durch die Umwandlung des ehemaligen Dominikanerinnenklosters Gotteszell vor den Toren der Stadt in ein Frauenzuchthaus sollten der Stadt neue Funktionen zuwachsen [10]. Aber auch im Schul-

* Die vorliegende knappe Untersuchung über die Geschichte der Lehrerbildung in Schwäbisch Gmünd stützt sich vornehmlich auf das bei Albert Deibele, Die Lehrerbildung in Schwäbisch Gmünd in den Jahren 1825–1862, Bd. I–III, Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd 1962, gesammelte Material und dessen Aufbereitung durch Helmut Christmann, 150 Jahre Staatl. Lehrerbildung in Schwäbisch Gmünd. In: Zeit der Lehre – Lehre der Zeit, Hrsg. Helmut Christmann, Lothar Zahn, Schwäbisch Gmünd 1975, S. 226–249. Die äußerst mißliche Quellenlage zur Themenstellung – besonders was die Querverbindung Hochschule–Stadt angeht, läßt nur vorsichtige Aussagen zu, die sich zudem vornehmlich auf den organisatorischen Bereich beschränken müssen.

1 Vgl. allgemein: Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg. Hrsg. Württemberg. Kommission für Landesgeschichte, Bd. 1. Stuttgart 1912; Bruno Klaus, Geschichte der Lateinschule der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. In: Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, Bd. II/1, Stuttgart 1920, S. 466–489.

2 Württemberg. Urkundenbuch II, Nr. 509, S. 330 mit falschem Datum.

3 WUB X, Nr. 4644, S. 327: *D. rector scolarum Gamundie.*

4 Vgl. Eustachius Jeger, Gamundia rediviva, S. 199–204 (1707, Hs. im Stadtarchiv); gedruckt bei Bruno Klaus (wie Anm. 1) S. 468–470.

5 Walter Klein, Geschichtliche Entwicklung der Schulen bis 1907. In: Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der Gewerbeschule ... 1776–1876–1926, Schwäb. Gmünd 1926; Ludwig Mangold, Aus der Geschichte der Gmünder Gewerbeschule. In: Einhorn Heft 34/1959, S. 47–52; Ders., 200 Jahre Gewerbeschule in Schwäb. Gmünd. In: Einhorn-Jahrbuch 1976, S. 127–136.

6 Albert Deibele, Lehrerbildung I, 5 f. Allgemein: Layer, Die Anfänge der Lehrerbildung in Schwaben (vor 1800). In: Jb. des Histor. Vereins Dillingen a. D. 1976, S. 7–27 (hier 26); Joseph Alois Rink: Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Schwäb. Gmünd 1802, S. 76 f.; M. Grimm, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Schwäb. Gmünd 1867. S. 313 ff.

7 Klaus Graf, Zur Wirtschaftsgeschichte der Reichsstadt Schwäb. Gmünd. In: Ostalbeinhorn Heft 16/1977, S. 404 f.

8 Kurt Seidel, Das barocke Gmünd. In: Schwäb. Gmünd – Beiträge zur Geschichte und Gegenwart der Stadt, Schwäb. Gmünd 1971, S. 165–192.

9 Vgl. P. Payer, Schwäb. Gmünd zu Ende des 18. Jahrhunderts und der Übergang an Württemberg. Diss. masch. 1957.

10 Aufschlußreich dagegen das sarkastische Urteil des Zeitgenossen Jakob Dangelmaier: Biographie des Dr. Jakob Dangelmaier's Gmünd 1823. In: Die Gesundbrunnen und das Heilbad in Göppingen, Gmünd 1822, S. 41: »Das erste, womit man Gmünd beglücken wollte, war, das Offert, – das weibliche Zuchthaus vollends hierher zu thun. Wofür sich

wesen zeichneten sich in der Folgezeit Innovationen ab. Nachdem die 1810 erschienene *Generalverordnung, betr. das deutsche Elementar-Schulwesen in den evangelischen Orten des Königreichs* grundsätzlich festgestellt hatte, daß die Lehrerausbildung Sache des Staates sei und in der Folge 1811 die Gründung des ersten evangelischen Schullehrerseminars in Eßlingen erfolgt war [11], fehlte für die katholischen Gebiete eine adäquate Einrichtung. Zwar hatte sich bereits 1817 im Zusammenhang mit Verfassungsberatungen der Königlich Katholische Kirchenrat an den König mit der Bitte gewandt, ein katholisches Lehrerseminar einzurichten, doch es dauerte noch sieben Jahre, ehe dieser Plan in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte [12]. Die Stadt hat von Anfang an das Unternehmen unterstützt; als am 21. Juli 1822 das königliche Oberamt beim Stadtrat etwas skeptisch anfragte, *ob* (denn überhaupt) *ein zweckmäßiges Gebäude in Gmünd für ein Schullehrerseminar vorhanden sei* [13], wurde als Standort das ehemalige Franziskanerkloster ausgemacht. Nach längeren Verhandlungen wurde dann dort im August 1825 das Seminar eröffnet, der Landtag hatte bereits im Mai 1824 zugestimmt.

Das Seminar war von Anfang seines Bestehens von Faktoren bestimmt, die in ihrer Auswirkung auf Selbstverständnis und -erkenntnis der Lehrerschaft nicht unwesentlich blieben: die enge Verbindung zu den Lehrinhalten der Kirche und die strenge, kasernenartige Erziehung im Seminar selbst, die fast jeden Kontakt nach außerhalb verbot. Voraussetzung für die Aufnahme in das Schullehrerseminar war der erfolgreiche Besuch einer Präparandenanstalt, die in Württemberg staatlicher Aufsicht unterstanden. Hatte der Kandidat ein sog. Aspirantenexamen absolviert, stand seiner eigentlichen Aufnahme in das Seminar, an dem die Ausbildung von 1825 bis 1866 zwei Jahre dauerte, nichts mehr im Wege [14]. In den *Organischen Statuten für das Katholische Schullehrerseminar Gmünd* vom 15. Januar 1825 wurden die Aufnahmepreliminarien festgesetzt: Der Kandidat mußte u. a. 1.) das 17. Lebensjahr zurückgelegt und das 19. Lebensjahr noch nicht vollendet haben 2.) von Gesundheit sein und 3.) *seinen sittlichen Charakter ... mit guten Zeugnissen* [15] ausweisen. Das Leben innerhalb des Seminars war – wie schon angedeutet – streng reglementiert, das Verhalten der Schüler in einer *Haus-, Lehr- und Disziplinarordnung vom 1. September 1825* festgelegt. Es verstand sich von

aber die Stadt bedankt, weil dieses ihr nicht den mindesten Nutzen gebracht hätte. Zuletzt wurde die Artillerie – Schießstatt hierher verlegt; wodurch das Glück der hiesigen Stadt vollständig begründet wurde, indem diese Anstalt den Sommer über, – wenigstens dem schönen Geschlechte, Unterhaltung und Vergnügen verschafft, von dessen Frohseyn und Zufriedenheit am Ende doch die eigentliche Lebenswürze, so wie die Erhaltung, und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes abhängt.« Zur Schulsituation: ebd. S. 38–40, 43.

11 Vgl. dazu und zum folgenden grundlegend HELMUT CHRISTMANN, 150 Jahre staatliche Lehrerbildung in Schwäb. Gmünd. In: Zeit der Lehre – Lehre der Zeit, Hrsg. HELMUT CHRISTMANN, LOTHAR ZAHN, Schwäb. Gmünd 1975, S. 227.

12 CHRISTMANN, wie Anm. 11, S. 227.

13 DEIBELE, Lehrerbildung I, S. 11; CHRISTMANN, wie Anm. 11, S. 227.

14 DEIBELE I, S. 10 ff.; CHRISTMANN, wie Anm. 11, S. 228 f.

15 DEIBELE I, S. 16 f.; CHRISTMANN, S. 229 f.

selbst, daß eigene Initiativen beschnitten wurden, die Zöglinge sich unterwerfen mußten. So bestimmte etwa § 29 der zitierten Ordnung: *Das Lesen müßiger und unnützer Schriften, besonders der Romane und dgl. kann nicht geduldet werden. Es ist nicht nur ein Zeitverderb, sondern befleckt auch die Phantasie und schwächt die Geisteskräfte. Derjenige, bey welchem sittenverderbliche Bücher, Kupferstiche, Zeichnungen gefunden werden, wird nachdrücklich bestraft* [16].

Diese, dem Geist der Aufklärung diamentral entgegengesetzte Disziplinarordnung, die durchaus nicht die Grundeinstellung des ersten Gmünder Rektors Dreher widerspiegelte, wurde in der Folgezeit von den der »Tübinger Schule« anhängenden Junglehrern als noch zu lasch, zu liberal bekämpft. In den dreißiger Jahren verschärfte sich der Kampf innerhalb des Lehrerkollegiums. Gmünd, so mußten sich nun die erstaunten Stadtväter von einem Junglehrer namens Nikolaus Minch belehren lassen, Gmünd biete den Zöglingen *jene schlüpfrigen Stufen*, welche ins Verderben führen. Daß Gmünd *ein solcher Ort ist, höre ich Tausende Ja sagen* [17].

Dem so geschmähten Gemeinwesen war es indes in den fünfziger Jahren gelungen, die langanhaltende wirtschaftliche Depression zu überwinden. Bei einer Bevölkerungszahl von 6200 Einwohnern verbesserten sich die ökonomischen Verhältnisse; die Zahl der Betriebe und der Beschäftigten nahm zu, die Steueransätze etwa stiegen in der Zeit von 1856 bis 1860 bei den *Manufakturen und Fabriken* um rund 56 % [18]. Analog zur verbesserten Wirtschafts- und Verdienstlage im Raum Gmünd nahm der Andrang zum Lehrerseminar ab, schien der soziale Aufstieg als Volksschullehrer nicht mehr so begehrenswert. *Der Hauptgrund*, so klagte in der Kammer der Abgeordnete Knapp bereits 1842, *warum sich überhaupt noch junge Leute dem Lehrerstand zuwenden, ist die Befreiung vom Wehrdienst* [19]. In der Folgezeit verschärfte sich der Lehrermangel zusehends. Die Tatsache, daß etwa im Jahre 1858 ein Lehrer 35 bis 36 Jahre alt werden mußte, ehe er fest angestellt werden konnte, ließen den Beruf auch in den Augen von Söhnen armer Landfamilien, bis hierhin Hauptreservoir für das Gmünder Seminar, unattraktiv werden. Das *Magazin für Pädagogik* formulierte 1857 das Problem folgendermaßen: *Solange die pekuniäre Lage der armen Lehrer noch so bedenklich ist, bleibt eine gesteigerte Seminarausbildung das gefährlichste Geschenk, das man ihnen* (d. h. den Lehrern) *machen kann. Bildung schafft Bedürfnisse, und man soll nur insoweit bilden, als Aussicht vorhanden ist, die dadurch hervorgerufenen Bedürfnisse befriedigen zu können* [20].

16 Stadtarchiv Schwäb. Gmünd Fasz. 401008/1 (Lehrerseminar); CHRISTMANN, wie Anm. 11, S. 231.

17 CHRISTMANN, wie Anm. 11, S. 236 nach Magazin für Pädagogik 1839, Heft II, S. 178–181.

18 CHRISTMANN, wie Anm. 11, S. 234 und DERS., Zur wirtschaftlichen Situation im Oberamt Gmünd um 1860. In: Einhorn 118/1973, S. 390; Allgemein WILHELM KUCHER, Die Wirtschaftsentwicklung der Stadt Schwäb. Gmünd vom Beginn des 19. Jhs. bis zur Gegenwart. Diss. masch. 1949.

19 DEIBELE, Lehrerbildung II, S. 17 (Paraphrase).

20 CHRISTMANN, wie Anm. 11, S. 235 nach Magazin f. Pädagogik 1857, Heft I, S. 32.

Eine gewisse Stabilisierung der Zahlen der Lehramtskandidaten wurde nach 1866 erreicht, als in Württemberg die Seminarzeit auf drei Jahre ausgedehnt wurde[21]; der erweiterte Lehrplan – besonders aber der gute Zeichenunterricht – trug nicht wenig dazu bei, den Ruf des Gmünder Seminars im positiven Sinn zu beeinflussen.

Das Ideal der »nationalen Erziehung« im Zweiten Kaiserreich machte auch vor den Toren des Gmünder Seminars nicht halt; dennoch läßt sich konstatieren, daß hier der Ton – zumindest unter der Lehrerschaft – nuancierter, gemäßigter war, nicht ganz so dem gängigen Klischee vom Volksschullehrer als dem »Feldwebel der Nation« entsprach. So konnte bezeichnenderweise etwa der Seminarlehrer Mager 1893 in einer von ihm verfaßten Schrift die Forderung erheben, *den Schülern an den damals üblichen patriotischen Feiertagen die Genfer Konvention nahezubringen*[22].

Der strenge Lehrplan und die fast klösterliche Abgeschlossenheit haben nicht unwesentlich das Erscheinungsbild des Gmünder Seminaristen in der Bevölkerung geprägt, vom *eckigen* und *ungelenken* Lehramtskandidaten. »Dieser Eindruck wurde noch gesteigert durch die vorgeschriebene Kleidung: Überrock mit Schößen, halbhoher steifer Hut und Spazierstock. Vor allem fehlten die gesellschaftlichen Formen und dies verlor sich nie. Da sich die Seminaristen (und die späteren Lehrer) dieses Mangels wohl bewußt waren, wurden sie gegen Höherstehende noch unsicherer. Dem einfachen Mann gegenüber aber wurde zu leicht vergessen, daß wahre Bildung nicht nach dem Schulwissen beurteilt werden darf«[23].

Eine gewisse Lockerung der strengen Zucht – zumindest für die oberen Klassen des Seminars – wurde im Jahr 1906 erreicht und als Sieg der »Emanzipation« gefeiert. *Auch unsere pädagogischen Sprößlinge* schrieb wohlwollend ein Seminarausbilder, *suchen sich – als echte Kinder ihrer Zeit – zu emanzipieren. Es ist auch erklärlich, wenn Leute von 17 bis 20 Jahren ... sich der drückenden Enge des Internatslebens auf erlaubte Weise teilweise zu entledigen suchen. Die Zöglinge des Lehrerseminars in Gmünd haben nämlich die Bitte an die Katholische Oberschulbehörde gerichtet, ihnen freien Spaziergang zu gewähren d. h. Spaziergang ohne Beaufsichtigung ...*[24].

Im Prinzip ändert sich jedoch wenig. Der Kontakt Stadt-Seminar blieb in der Folgezeit gering, wenn auch die revidierte Disziplinarordnung von 1911 den Schülern erlaubte, *wöchentlich einmal nach dem Abendessen mit oder ohne Begleitung eines Lehrers ein bestimmtes Gasthaus am Ort aufzusuchen*[25]. Ohne Zweifel wirkten sich die Folgen des Ersten Weltkriegs auf Struktur und Hierarchie – aber auch auf das Selbstverständnis – des Gmünder Seminars nachhaltig aus. Die von den Fronten zurückkehrenden Zöglinge waren nicht mehr gewillt,

21 Christmann, wie Anm. 11, S. 236.
22 Ernst Lämmle, Kulturelles Leben in Schwäbisch Gmünd, In: Schwäb. Gmünd, wie Anm. 8, S. 129.
23 Deibele, Lehrerbildung I, S. 30.
24 Ebd., III, S. 33.
25 Ebd., III, S. 35 § 13.

den paramilitärischen Zwang im Seminar weiter zu ertragen. »Enttäuscht, mit zerbrochenen Idealen, vielfach mit politisch radikalem Gedankengut durchsetzt und vom Taumel der Revolution erfaßt«[26], forderten sie provokativ »mehr Freizeit, Aufhebung der schriftlichen Arbeiten und des Rauchverbots, das Recht zur freien politischen Meinungsäußerung«[27]. Daß diese Forderungen nur teilweise durchgesetzt werden konnten und die Politisierung des Seminars ganz unterblieb, war nicht zum kleinsten Teil Ausfluß der einsetzenden allgemeinen Arbeitslosigkeit. Die Zahl der Junglehrer stieg sprungartig an, so daß viele fünf und mehr Jahre auf Anstellung warten mußten. 1921 und 1922 wurde der Zugang zum Lehrerseminar völlig gesperrt, 1923 und 1924 nur eine begrenzte Zahl von Seminaristen aufgenommen[28]. Obwohl die Weimarer Verfassung in Artikel 143 Abs. 2 bestimmt hatte: *Die Lehrerausbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln*[29], ist ein Schulreichsgesetz niemals erlassen worden; eine Denkschrift des württembergischen Kultusministeriums von 1929, die die Umwandlung des Seminars in eine pädagogische Akademie vorsah, einer Akademie mit *mehr studentenmäßigem Anstrich, namentlich mehr Freiheit*[30] wurde von der Allgemeinheit kühl aufgenommen. Der Industrie- und Handelstag und die Landwirtschafts- und Handwerkskammer lehnten in einer Stellungnahme die *Akademisierung der Volksschullehrerbildung* ab, die Universität Tübingen warnte ausdrücklich vor der Schaffung *hochschulartiger Zwerggebilde* und so verschwand dieser Plan von der Bildfläche, es blieb alles beim alten[31].

In der mehr als hundertjährigen Geschichte war das Faktum, ein Lehrerseminar am Ort zu haben, trotz weitgehend unterbundener Kontakte zwischen Stadt und Schule durchaus in das Bewußtsein der Gmünder Bevölkerung eingedrungen. Pläne zur Auflösung der Anstalt – man dachte daran, eine Lehrerhochschule für das gesamte Land in Eßlingen einzurichten – wie auch die Weigerung des Rektors seinen Posten zu räumen, führten in der Bevölkerung zur einer Ablehnung des Nationalsozialismus, dem diese »Auflösungspolitik« angelastet wurde. Vergeblich suchten Stadt und Seminar in einer Denkschrift die beschlossene Verlegung zu verhindern; als die letzten Seminaristen Gmünd verließen, »hat (das) damals in der Bürgerschaft tiefe Erregung ausgelöst. Als die Seminaristen am Abend des 9. Februar 1934 von hier fortgezogen, begleitete sie eine große Menschenmenge auf den Bahnhof«[32].

26 Ebd., I, S. 57; ähnlich Christmann, wie Anm. 11, S. 241.
27 Deibele, Lehrerbildung I, S. 58; Christmann, wie Anm. 11, S. 241.
28 Deibele, Lehrerbildung II, S. 49 nach Magazin f. Pädagogik 1929, S. 26.
29 Christmann, wie Anm. 11, S. 241.
30 Deibele, Lehrerbildung III, S. 48.
31 Ebd., S. 49.
32 Lämmle wie Anm. 22, S. 139; Christmann, wie Anm. 11, S. 242; Ernst Lämmle, Schwäb. Gmünd in den Anfangsjahren des »Dritten Reiches« (1933/34). In: Einhorn-Jahrbuch 1975, 134 f.

Der Neubeginn der Schwäbisch Gmünder Lehrerbildungsanstalt ist auf den 13. Dezember 1945 anzusetzen, als das Kultusministerium die Wiedereröffnung anordnete [33]. Schlagwortartig seien hier nur die wichtigsten Etappen genannt: Am 1. April 1951 wurde die Gmünder Anstalt aufgeteilt. Das seit 1947 Pädagogische Institut genannte Oberseminar wurde verselbständigt, das Unterseminar in eine staatliche Oberschule umgewandelt, nachdem bereits 1948 die Ausbildungszeit auf sechs Jahre ausgedehnt worden war. Bis 1957 war das Landeswaisenhaus aus Platzmangel im selben Bau wie das Institut untergebracht – Unsicherheit in den Zielvorstellungen über die künftige Lehrerausbildung und der schwankende Status zwischen Fachschule und weiterführendem Gymnasium ließen das modifizierte Modell »eigentlich nur als Zwischenstufe« [34] für eine künftige Lehrerakademie erscheinen. Dauernden Anstoß in der Lehrerschaft wie unter den Studenten erregte, daß es zwar die akademischen Formen der Vorlesung und Übung gab, aber sonst noch immer das Ideal des Universal-Lehrers vorherrschte [35]. In Ausführung des 1958 beschlossenen Lehrerbildungsgesetzes wurde 1962 die Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd gegründet, 1964 die Ausbildungszeit auf 5, ab 1965 auf sechs Semester festgelegt, ferner die Zahl der Prüfungsfächer erheblich gesenkt. Mit dem Gesetz über die Rechtsstellung der Pädagogischen und Berufspädagogischen Hochschule wurde 1971 als Endpunkt dieser Entwicklungskette die Gleichstellung mit den wissenschaftlichen Hochschulen erreicht.

33 Christmann, wie Anm. 11, S. 242 ff.
34 Ebd., S. 242.
35 Ebd.